

1915

2. Jahrg.

April

Heft 4

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk,
Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Nedaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierjährl. Direkt
vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzelnummern 75 Pfg.
nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Nedaktion gestattet.

Ein Bismarckdenkmal.

(Festrede, gehalten bei der Bismarckfeier zu Speyer am Ostermontag 1915 von Dr. Peter Schneider).

Hochverehrte Festgäste!



eierte man in einer Familie des alten Römervolkes den Geburtstag eines lieben Angehörigen, so war der Mittelpunkt des Festes das Opfer, welches dem Genius des Geburtstagskindes geweiht wurde. Es war aber dieser Genius ein gütiger Schutzgeist, der schon um die Wiege schwebte, wenn das zarte Kindlein das Licht des Tages erblickte, der mit dem reifenden Knaben, Jüngling und Mann heranwuchs und der, unsterblich, als besserer Teil des sterblichen Menschen, in die Gefilde der Seligen einzog, wenn sein Schützling den bitteren Weg des Todes gegangen war. Und so kehrte er immer wieder, wenn die Angehörigen am gewohnten Geburtstag ihres lieben Toten gedachten, schwebte um den heiligen Herd des Hauses, nahm die Opfergabe entgegen und segnete die Kinder und Kindeskinder des Entschlafenen.

Nun hat es im alten Rom wie in allen Reichen der Welt und zu allen Zeiten der Geschichte Geburtstagsfeste gegeben, an denen nicht nur im Schoze einer Familie der Hauch eines Genius verspürt wurde. Ein solches Wiegenfest begehen wir heute. Der gütige Schutzgeist, der am 1. April des Jahres 1815 ein Zimmer auf dem Landschloß zu Schönhausen bei Magdeburg mit seinem stillen Weben erfüllte, blieb den Zeitgenossen allen nicht nur unsichtbar, sie fühlten auch nichts von seinem Hauche; es war ja nicht ein Königskind, das an diesem Tage unsere Welt betrat. Aber der Genius dieses Neugeborenen wuchs mit seinem Schützling und ward gewaltig, reckhaft; der Mann selber starb, der Genius lebte weiter, und heute, am hundertsten Wiegentag seines Schützlings,

da fühlen seine geisterhafte Nähe Millionen von Erdbewohnern und wir mit ihnen. Riesengroß schwebt er über deutschen Landen, wie Schwerterkrachen und Kanonengeroll tönt seines Mundes Stimme, seine Augen sprühen Feuerströme und das Rauschen seiner Fittiche ist heulender Sturmwind, der alles Morsche zertrümmert und im Wirbel hinwegfegt.

Zum furchtbaren Engel des Krieges ist Bismarcks Genius in unseren Tagen geworden, und darum geziemt es sich, daß wir heute des großen Mannes anders gedenken, als wir wohl in friedlichen Zeiten sein Andenken feiern würden. Fiele sein hundertster Geburtstag in eine ruhige Zeit, dann sprächen wir wohl auch von all den Zügen in seinem Charakterbild, die uns mit ihm verbinden, weil sie uns ihn menschlich näher bringen. Wir begleiteten wohl den siebzehnjährigen Jüngling vom Gymnasium weg zur Hochschule und von da Schritt für Schritt auf seinem immer höher steigenden Weg; wir sprächen von der innigen Zuneigung des Mannes zur herzlich geliebten Braut und Gattin; wir freuten uns über das Naturgefühl des reifen Mannes, der mitten zwischen den folgeschwersten Entschlüsseungen Zeit findet, Singvöglein zu beobachten, die ihre Jungen füttern; wir fühlten uns gerührt und erhoben durch das Beispiel einer einzigartigen Treue und Hingabe an den verehrten und geliebten Herrn, seinen König; wir zürnten mit ihm über die Hemmungen, die ihm von kleinen Geistern in seiner und des Königs Umgebung bereitet wurden; und wir verschwiegen es wohl auch nicht, daß unser aller Erbteil, der Irrtum, auch an diesen Riesen herangetreten ist, daß er aber zu jener wahren Menschengröße sich erhoben hat, die im ehrlichen Eingeständnis über den begangenen Fehler triumphiert.

Zurücktreten muß dies alles in unseren gewaltigen Tagen vor einer gewaltigen Tat des Mannes. Es ist uns allen die Rede geläufig, daß Bismarck der Schmied der deutschen Einheit gewesen sei, und Künstlerhand hat ihn dargestellt, wie er, ein zweiter Siegfried, vor dem Ambos der Waldschmiede steht und das gehämmerte Schwert der Göttin Germania überreicht. Mir dünkt, es werde damit nur die eine Hälfte seiner gewaltigsten Taten gekennzeichnet. Schneller als durch lange geschichtliche Darlegungen werden Sie, verehrte Festgäste, erkennen, was ich meine, wenn Sie sich mit mir im Geiste in die Julitage des Jahres 1866 und in das mährische Bezirkstädtchen Nikolsburg versetzen. Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen; das österreichische Heer hatte sich bis zum Donaustrom zurückgezogen, die Truppen der Preußen folgten ihm auf den Fersen. Da bot Franz Joseph unter bestimmten Bedingungen die Hand zum Frieden. Über berauscht von den kriegerischen Erfolgen in Böhmen gedachten die preußischen Generale ihr militärisches Werk zu vollenden und an der Spitze ihrer siegreichen Truppen in Wien einzuziehen. Am 23. Juli versammelt sich im Zimmer Bismarcks, des leitenden Staatsministers, unter dem Vorsitz des Königs ein Kriegsrat, um über das österreichische Friedensangebot zu verhandeln. Bismarck trägt seine Überzeugung vor, daß auf diese Bedingungen hin der Friede geschlossen werden müsse. Alle treten ihm entgegen, der König schließt sich seinen Generalen an, Bismarck bleibt allein. Da erhebt sich der starke Mann,

auf den seit Tagen und Nächten die Wucht des Mißverständnisses und des Übelwollens, der ungeheuren Verantwortung und der Bangigkeit vor verhängnisvollen Beschlüssen mit Macht eingestürmt war; er geht in sein anstoßendes Schlafzimmer und — weint und schluchzt, indes der Kriegsrat sich entfernt. In den folgenden Tagen scheint selbst Bismarcks Traurigkeit dem heftig erregten König gegenüber zu versagen; es bedarf der Mitwirkung des Kronprinzen, es bedarf Bismarcks Erklärung, daß er die Leitung der Staatsgeschäfte niederlegen müsse, wenn der König auf der Fortsetzung des Krieges oder auf der Abtretung von Land durch Österreich und die süddeutschen Staaten beharre. Endlich, endlich siegte er. Es siegte über schlecht angebrachte Triumphsucht und eine wenig berechtigte Hauppolitik sein in die deutsche Zukunft schauender Geist. Hatte er den Krieg herbeigeführt, ein befreidendes Gewitter nach Jahrzehntsanger, lärmender, unerträglicher Schwüle gegenseitiger Eifersucht, so war er jetzt gewillt, den Gegnern goldene Brücken zur Versöhnung zu bauen: Bayern und den süddeutschen Staaten, weil sie mit Preußen und den Norddeutschen zusammen den schönen Traum der deutschen Einheit verwirklichen sollten; dem Reich der Habsburger, weil er an ihm einen Freund zu gewinnen hoffte. Ja, damals hat Bismarck zu schmieden begonnen, und er schmiedete fort mit immer gewaltigeren Schlägen über die Jahre 1870 und 1871 hinweg bis 1879, bis der Traum der Einheit verwirklicht und der Freund gewonnen war. Zwei Schwerter hat er so geschmiedet, gewaltige, schneidige Klingen: das eine legte er nieder am Thron seines königlichen Herrn, des Markgrafen von Brandenburg, des Schützers der deutschen Nordmark gegen die Horden des Ostens, und das andere sandte er nach Wien in die kaiserliche Hofburg, wo der Herr der alten deutschen Ostmark, der Erbe der Luitpoldinger und der Babenberger, seiner Völker waltet. Lange ruhten die beiden Schwerter in der Scheide, und der sie geschmiedet, sank ins Grab, ohne ihr Blitzen noch einmal zu schauen. Aber heute sind sie aus der Scheide gefahren, und wie sie zusammen klingen und singen in einer Waffenbrüderschaft ohnegleichen, das wird nimmer vergessen werden, solange noch Gottes Sonne scheinet, solange die Ströme zum Meere wandern, solange noch Menschen auf Erden wallen. Schön ist's, wenn ein Volk eines großen Mannes seiner Geschichte mit Anerkennung, mit Bewunderung, mit Stolz gedenken kann, schöner aber, wenn zwei engverbundene, große Reiche am Wiegenfest eines Helden seinem Genius einen Kranz weihen, gewoben aus Blüten der Dankbarkeit, die kein Rauhreif zerstört, die süßer duften als alle Frühlingsblumen.

Aber noch ein zweites Blumengewinde sollten wir heute ihm weihen. Einer der tieffsten Geister aller Zeiten, der Geschichtsschreiber Tacitus, redet einmal davon, wie man das Andenken großer Männer heilig halten solle; dort sagt er: „Wie das Antlitz der Menschen, so sind auch die Bildnisse davon hinfällig und sterblich, das Wesen des Geistes aber ist unsterblich und dieses kannst du nicht festhalten und ausdrücken in einem fremden Stoff und durch deine Kunst, sondern nur durch deinen selbsteigenen Charakter.“ In einem Gesöbnis also soll unsere zweite Weihegabe bestehen, in einem Gesöbnis, das sich

auf unser aller Wesen ersteckt, auf daß wir das Bildnis des großen Mannes nicht nur an den Wänden unserer Häuser haben, sondern lebendiger noch in uns selber zum Ausdruck bringen. Was sollen wir aber vor allem geloben? Wir fühlen es, wenn wir mit den Augen des Geistes hinschauen über unser von Bismarck geeinigtes Vaterland.

Droben im Norden, hinter der weiten Tiefebene, schlägt an die deutschen Gestade die Brandung des Meeres, das unübersehbar in alle Weiten sich zu erstrecken scheint und den Menschen mit Zaubermacht zu Taten lockt, die fern, fern vom Heimatlande sich abspielen. In die Weite soll unser Denken gehen: das ist die gewaltige Predigt des deutschen Meeres. Wie der große Kanzler, hinausblickend über die Grenzen des Vaterlandes, das Hinz- und Herzwogen in der großen europäischen Völkerfamilie überschaute, wie er über das ganze Auf und Ab und ineinander der Beziehungen innerhalb und außerhalb der deutschen Länder klar zu sein sich bemühte, so sollten wir Deutsche insgesamt uns frei machen von jenem engen Sinn, dessen Gesichtskreis vom heimatischen Kirchturm bis zum nächsten Hügelnücken reicht, der da meint, mit der eignen Partei, dem eigenen Stand, der eigenen Überzeugung sei auch schon die Welt zu Ende! — Und mitten durch unser deutsches Vaterland zieht sich ein breiter Wall von Berg- und Hügelketten, auf deren Höhen die Wälder rauschen, in deren Schluchten und Tälern die Wasserbäche dahineilen: aber tief hinein in die Rippen der Berge hat hier der Mensch die Schächte und Stollen getrieben, in denen der Bergmann nach Metallen und Kohle schürft. „Das ist der Herr der Erde, der ihre Liesen mißt.“ In die Tiefen der Dinge sollen deine Gedanken gehen, das predigt des Bergmanns Beruf. Gleich Bismarck, dem das Klingende, hohle Wort geschwätziger Diplomaten nichts bedeutete, der den Mann und seine Absicht und sein Wesen mit durchdringendem Seelenblick durchschaut, wollen wir uns frei machen von der Oberflächlichkeit der Phrase und des Schlagworts. Ekel packt uns, wenn wir die erlogen Phrasen hören, mit denen unsere Feinde sich und andere betrügen. Aber gestehen wir doch, daß auch wir uns manchmal, mehr als gut war, vom Schlagwort beherrschen ließen und manchen Volksgenossen, manchen Stand, manche Überzeugung auf Grund überliefelter Vorurteile verdammt, statt daß wir ehrlich versuchten sie kennen zu lernen und zu begreifen! — Und endlich im Süden unseres Vaterlandes und weit hinein in die Habsburger Lande ragen die Gipfelriesen des Hochgebirges in die Himmelsslüste. Schön sind die blauen Seen, die in ihre Täler eingebettet sind, und die Sturzwasser, die vom Felsen brausen: aber immer und immer wieder kehrt unser Blick zu den Schneegipfeln zurück, die Auge und Herz mit Himmelsgewalt nach oben lenken. In die Höhe sei das Auge deiner Seele gerichtet! So predigt lauter als Lawinensturz die schweigende Majestät der Bergriesen. Das also sei unser drittes Gelöbnis, daß wir mit unseren Augen nicht immerfort im Staub und Schmutz der Erde nach ihren Schätzen und Genüssen suchen, daß wir sie auch öffnen wollen dem Licht edler Ideale, die uns hinaufführen über die Gletscherberge und endlich hinaus über die Sterne des Himmels zu dem großen

Geist, „den der Sterne Wirbel loben, den des Seraphs Hymne preist.“ In seinen jungen Jahren war Bismarck auf den Irrpfaden einer verschwommenen Gottesmeinung gewandert, aber sein reifer Geist fand sich zurecht und zurück zu dem alten Gott seiner und unserer Väter.

Zu diesem alten Gott beten wir in unseren schweren Tagen mit kindlichem Vertrauen. Nächst ihm aber ist unsere Zuversicht unser gutes Recht und unsere gute Kraft. Ja, wenn der Gedanke des Unterliegens uns allen so fern, so unsfahbar ist, wenn jeder von uns den heimlichen, süßen Traum eines siegreichen Friedens nährt: bei Gott, wir freveln nicht mit diesem Vertrauen. Ich habe während dieses Krieges schon das Wort gehört: „Ach, wenn wir nur jetzt einen Bismarck hätten!“ Wahrhaftig, eine Torenrede. Die Zeit findet stets ihre Männer; wer will so vermessnen sein und die sichere Wissenschaft sich zusprechen, daß unsere Zeit und die Tage des kommenden Friedenschlusses eines Bismarck auch bedürfen? Nein, eines zweiten Bismarck brauchen wir nicht, wenn nur in jedem der Fürsten und Führer unseres Volkes und wenn nur in jedem von uns ein Funke von dem gewaltigen Feuer der Bismarckseele glüht! Und wenn ich an Worte denke, die wir seit Kriegsbeginn aus dem Munde unserer Fürsten und Führer hören dürften, dann wird mir leicht und froh und hoffnungsfreudig ums Herz und ich errichte mir im Geiste ein Bismarckdenkmal eigener Art. Verehrte Festgäste! Sie haben sich, von mir gebeten, heute schon um ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit zurückversezt. Wollen wir jetzt uns im Geiste in die Zukunft versetzen und uns vorstellen, wir seien das Geschlecht unserer Enkel und dürfen uns wohl und behaglich fühlen in einem sicheren Haus, das unsere harte Zeit gebaut, und in einem mächtigen Vaterland, das dieser Krieg geschaffen.

Da wandern wir eines Tages in unserem lieben Vaterland zu einem schönen Berg, von dem wir uns erzählen ließen, daß sich ein Bismarckdenkmal auf ihm befindet. Beim Näherkommen wundern wir uns schon, daß wir keinen jener steinernen Türme erblicken, wie sie zum Andenken an den ersten Kanzler überall zu sehen sind. Aber wo der Weg sich in die Höhe zu winden beginnt, da sind in den Granit des Felsens gleich der Inschrift über einem Tempel die Worte gemeißelt: Deutschland läßt sich nicht vernichten. Da gedenken wir des fünften Kanzlers, der diese Worte gesprochen im harten Jahre 1914, da man Deutschland zu vernichten gedachte, und gedenken der jubelnden Einmütigkeit der Boten des Deutschen Reiches, die um ihn geschart waren zu überwältigender Kundgebung des deutschen Volkswillens. Wir steigen weiter hinan, da fällt uns eine zweite steinerne Schrift in die Augen, und sie lautet: Ich kenne keine Parteien mehr, kenne nur noch Deutsche. Da sehen wir vor unserem geistigen Auge in tiefernster Abendstunde eine viertausendköpfige Volksmenge vor dem Schloßplatz in Berlin, und vom Balkon herab spricht zu ihr der Mann, dem Untreue des Blutes und der Freundschaft das bitterste Weh bereitet, und der nun mit aller Inbrunst des Herzens auf die Treue des deutschen Volkes baut wie ein Vater auf den ersten und den letzten seiner Söhne. Und nicht allzu lange

gehen wir, da spricht die Felswand am Wege die Worte zu uns: Ein Feind mehr, und ein Grund mehr uns bis auf den letzten Mann zusammenzuschließen. Das hat der alte, weißhaarige König der Bayern gesprochen, dessen Ahnen vor keinem Feind des deutschen Namens sich gefürchtet haben und auf dessen Ruf der letzte Mann der Bayern und der Schwaben, der Mainz- und Rheinfranken gern sein Leben hinwirft für die Größe des deutschen Volkes. Was lesen wir auf der nächsten Felstafel? Die Pflicht heißt jetzt handeln, nicht trauern. Dies Manneswort, das Hunderte von Büchern und Reden aufwiegt, hat ein Vater geschrieben, als in sein Haus heimtückisch der Tod sich stahl und den Sohn und Kronerben, das holdeste der Königskinder, wegraffte, während er selber, der bittern Not gehorchend, im siegreichen Schlachtensturm des Todes Arbeit verrichtete. — Und schon sind wir hoch hinaufgestiegen und immer weiter öffnet sich vor uns das Land, und immer näher kommen wir dem Wolkenzug des Himmels. Da kündet ein riesiger Felsblock: Gott hat uns immer gnädig behütet und wird uns auch fernerhin behüten; denn er kann uns nicht plötzlich von seiner Vaterhand loslassen. Und wir sehen vor uns auf einem weiten Platz in Posen eine Kinderschar und zu ihr redet, Güte im Antlitz, der Held vom Osten, der, in Wahrheit ein Erbe der Deutschritter, das gewaltige Großmeisterschwert furchtbar auf die Häupter der Eindringlinge herabsausen läßt, aber in seinem kindlichen Vertrauen auf Gottes Vatergüte der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich erringt. Ja, schon wissen wir es deutlich: kein schöneres Bismarckdenkmal haben wir noch geschaut als dieses; sein Geist ist lebendig in all diesen steinernen Worten am Felsweg und muß lebendig gewesen sein in den Männern, die sie einst gesprochen!

Aber noch fehlt uns eine Inschrift, die letzte. Wir haben den Gipfel des Berges erreicht und sehen zu unseren Füßen ein blühendes Land, wohin wir auch schauen mögen. Da fällt unser Auge auf den rauhen Felsgrund, den wir treten, und wir lesen die Worte: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt. Da steigen gewaltige Bilder vor uns auf: Soldaten, härtige Männer und knabenhafte Jünglinge, die zahllos wie die Wellen des Meeres nach Osten und Westen wallen in immer neuer, unerschöpflicher Fülle und ihre Brust den Feinden entgegenwerfen mit diesem Gedanken im Herzen und diesen Worten auf den Lippen; ein Admiral und seine getreuen Männer, die im fernen Südmeer versinken, indes diese Worte aus ihrem todgeweihten Munde über den aufhorchenden Ozean schallen; Bürger, Bauern, Arbeiter, Beamte in Millionenzahl, die ihre Sparpfennige zur Bank tragen, damit das Vaterland nicht zu Boden sinke unter dem Sturm der feindlichen Übermacht: in einem Volk von siebzig Millionen der Pulsschlag eines einzigen Herzens, der Gedanke eines einzigen Gehirns — ach, da stürzen wir nieder auf unsere Knie und breiten die Arme aus nach dem Land zu unseren Füßen und rufen:

Sei begrüßt, Bismarckland, vom Fels bis zum Meer! Es küsse dich Gottes Sonnenschein, es tränke dich der Wolken Regenguß, es kose dich des Himmels Luft, auf daß alles irdischen Segens Fülle aus dir sprosse!

Zwiefach sei gegrüßt, vergossenes Heldenblut! Wo deine heiligen Tropfen in die Erde rannen, da erblühe aus ihrem Schoze Gesittung und Menschlichkeit und sie sei gesegnet, und wenn es im Lande der Feinde wäre!

Dreimal festig und viermal, ihr Kinder und Enkel eines Heldengeschlechts! Bleibt ihr nur dem Geiste der Väter getreu, so wird Segen ruhen auf eurer Aussaat und eurer Ernte, auf dem Kind schon im Schoze der Mutter, auf dem Herd eures Hauses, und Heldenogenien werden euch wie gute Engel schirmend umschweben — für und für!



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von Wilhelm Greiner.

IV.



eltsame Erlebnisse in Alt-Nürnberg. Nürnberg ist immer der interessanteste und originellste Mittelpunkt fränkischen Wesens gewesen. Heute ist das altfränkische, reizvolle Bild der hochgefürmten, mauerumgürteten Stadt voll Kraft und Stolz und traurlicher Winkelpoetie zugleich jedem gebildeten Deutschen als das schönste Ruhmesmal kraftvollen Bürgersinnes aus großer Vergangenheit tief ins Herz geprägt. Die Romantiker haben es dereinst aus dem Dornrösenschlaf erweckt; die getreuen Wandergenossen Tieck und Wackeroder haben mit schwärmerisch zarten und glutvoll begeisterten Worten wieder die Ehrfurcht und das herzliche Verständnis für die unvergleichlichen Schätze der Lorenzer und Sebalder Kirche, die schlichten Heimstätten Hans Sachsens und Dürers und für all die tausend Reize vom hochragenden Luginsland der Burg bis zu den winkligen, hochgiebelten Gäßlein und plätschernden Brunnen erweckt. Von E. Th. A. Hoffmanns wunderfeinen Schilderungen aus der Heimat des Meister Martin des Käufners und seiner Gesellen bis zu dem bestrickenden Zauber von Richard Wagners Meistersingerszenen gehen feine Fäden; immer reicher und voller blühten die lebensvollen Stimmungen altfränkischer Traulichkeit, Feinheit und Genialität empor und ergreifen unentrinnbar den Fremden, der mit geneigtem Sinn an all den Stätten großer und eigenartiger Erinnerungen vorüberstreift.

Fast immer ist es das Bild des machtvollen Nürnberg zur Zeit der Renaissance und Reformation, da der reichste Kranz großer Bürger ihm gegeben